

# **Kommentar zu Rafael Rehm »Emotionalisierung als Entgrenzung des sozialen Kriegszustands. Der Kriegszustand des Politischen als Transmitter der Emotionalisierung«**

---

*Thomas Zingelmann*

Kann Krieg ein Modell, eine Metapher oder eine Kategorie sein, mit der sich Gesellschaft analysieren lässt? Man kennt es zumindest vom Begriff des Kampfes, dass dieser ein beliebter, wenn nicht gar inflationär verwendeter Begriff ist, um Strukturen, Handlungen und Relationen gesellschaftlicher Art zu analysieren respektive Gesellschaft als Ganzes zu begreifen. Wer wissen will, was Gesellschaft ist, der muss dann wissen, was ein Kampf ist. Die Frage, die dann lediglich noch offenbleibt, ist die nach dem Zweck des Kampfes. Hierbei gibt die Soziologie unterschiedliche Antworten, beispielsweise ein Kampf um Anerkennung, Wissen oder Macht.

Rafael Rehm geht in seinem Beitrag jedoch noch einen Schritt weiter, indem er implizit der These, dass Gesellschaft als Kampf zu verstehen ist, folgt, die Art dieses Kampfes aber dezidiert als Krieg beschreibt. Er argumentiert dafür, dass das Modell der Gesellschaft als Kampf in modulierter Form als Krieg zu analysieren ist. Grundlegend ist für ihn hierbei der Kriegsbegriff von Carl von Clausewitz, welchen er mithilfe der Interpretation von Foucault soziologisch wendet.

In Auseinandersetzung mit Clausewitz' Kriegsbegriff macht Rehm zwei konstitutive Eigenschaften aus: Zum einen bestimme sich Krieg dadurch, dass physische Gewalt angewendet wird. Zum anderen werde diese Gewalt eingesetzt, um dem Gegner seinen Willen aufzuzwingen. Diese zweite Eigenschaft wird als politische Dimension des Krieges gedeutet. Wenn also ein Land Gebietsansprüche erhebt, dann wird es physische Gewalt so anwenden, dass sich der Gegner gezwungen sieht, aufzugeben und den Forderungen nachzugeben. Es bleibt in der Rekonstruktion leider undurchsichtig, wie genau sich dieser vermeintlich moderne von einem antiquierten Kriegsbegriff abheben soll. Denn, dass dem Gegner der Wille des Anderen aufgezwungen werden soll, scheint keine neue Erscheinungsweise des Krieges zu sein.

Problematisch ist, dass die Geltung des Clausewitzschen Begriffs nicht weiter diskutiert wird. Denn wie es Rehm nahelegt, ist der Clausewitzsche Kriegsbegriff selber ein empirischer. Der Begriff sei also nicht dazu da ein invariantes Wesen des Krieges festzustellen – also die notwendigen Merkmale, die für all das, was man als Krieg bezeichnen will, gelten sollen –, sondern Krieg sei immer nur in den spezifischen kontingennten Kontexten verstehbar. Aus zwei Gründen steht dann aber die Frage im Raum, wie aktuell und brauchbar dieser Begriff heute noch ist: Erstens muss gefragt werden, wie sich dieser Begriff beispielsweise zur asymmetrischen Kriegsführung verhält, die Rehm nur kurz anspricht. Zweitens wäre zu klären, in welchem Verhältnis dieser Begriff zu Formen des Terrorismus steht, wie beispielsweise organisierte Gruppen wie der islamische Staat oder aber auch Einzeltäter, sogenannte »Lone Wolves«. Denn wenn der Begriff von Clausewitz auch nur Ausgangspunkt für Rehm ist, so bleibt er fundamental für die nachfolgenden Überlegungen. Zwar versucht er, eher so etwas wie einen impliziten Krieg zu erfassen, aber vor diesem Hintergrund stellt sich dann die Frage, ob der Kriegsbegriff von Clausewitz überhaupt für dieses Unterfangen anschlussfähig ist.

Mit Foucault begründet er anschließend, dass das gesellschaftliche Gefüge dem Krieg strukturell überhaupt ähnlich ist oder gar auf diesem fußt. Dieser gesellschaftliche Krieg würde nun aber nicht mit Waffen, sondern mit Wissen geführt, und zwar Wissen um Frontlinien innerhalb der Gesellschaft. Wer also über das Narrativ oder auch über die Position verfügt, geltend machen zu können, wer oder was der Feind innerhalb der Gesellschaft ist, der kann die eigene Herrschaftsposition festigen. Exemplarisch versucht Rehm dies an einer Rede von Emmanuel Macron zu konkretisieren. Rehms grundlegende These besteht darin, dass der soziale Kriegszustand durch Kriegsrhetorik heraufbeschworen oder reproduziert, respektive gesetzt wird. Er findet hierfür die griffige Formulierung der »Mobilisierung durch Emotionalisierung«, was er versucht an Macrons Rede zu exemplifizieren. Nach Rehm begründet Macron ein Narrativ, dass eine Frontlinie innerhalb der Gesellschaft identifiziert, indem ausgemacht wird, wer Freund und wer Feind ist. Mithilfe dieses Narrativs findet, so die Argumentation Rehms, eine Form von Subjektivierung statt, dass Identitäten konstruiert und Individuen diesen unterworfen werden. Es ist in diesem Sinne also in der Tat eine durchweg klassisch foucault'sche Argumentation, die auf ein Wissen-Macht-Komplex abzielt, welcher Ziel politischer Strategien, im Sinne der Herrschaftsgewalt, ist. Was an der Foucault-Rezeption verwundert, ist, dass ein Boulainvilliers-Zitat scheinbar als Beweis ausreicht, um zu zeigen, dass Gesellschaft Krieg inhärent ist, und zwar nicht in dem Sinn, dass Gesellschaften Kriege führen, sondern dass Gesellschaft eine in ihren Strukturen kriegerische Organisationsform ist.

Das Beispiel der Rede Macrons zieht allerdings mindestens drei Fragen nach sich: Erstens lässt sich fragen, ob der Eindruck, dass sich Gesellschaft in einem sozialen Kriegszustand befindet, sich womöglich deswegen ergibt, weil Rehm

diesen Zustand selbst schon mit Metaphern des Krieges umschreibt oder rahmt. Denn es verhält sich so, dass die zitierten Teile der Rede Macrons nicht so sehr im Begriffsfeld des Krieges liegen, als vielmehr in dem des Kampfes. Er spricht von »Sieg«, »verteidigen« und »Narbe«. Die vermeintliche Kriegsrhetorik wird eher durch Rehms interpretatorisches Vokabular eingeführt. So griffig seine Rede von »Mobilisierung« und von »Entscheidungsschlacht« ist – beide Termini tauchen nicht bei Macron auf. Man muss sagen, dass Macron zu Beginn seiner Rede, trotz womöglich martialischer Begriffe, deutlich macht, dass der Kampf eben nur ein metaphorischer ist, denn Kampf heißt für ihn: »über Europa zu sprechen.« Selbst wenn man der Rede Macrons Kriegsrhetorik oder gar propagandistische Züge unterstellen wollen würde, ist dies schon hinreichend dafür von einem sozialen Kriegszustand zu sprechen? Begeht der, der wie Macron vom Siegen und Verteidigen spricht, einen performativen Akt? Hat man es mit einer wortwörtlichen Kriegserklärung zu tun?

Zweitens besteht die Frage, um welche Gesellschaft es überhaupt geht: Frankreich, Deutschland und Europa werden angesprochen, aber soll es nur für diese gelten oder alle Gesellschaften? Woran sich die Frage anschließt, ob für Gesellschaften überhaupt oder doch nur für eine Auswahl zu einem historischen Zeitpunkt? Da Rehm die Kontingenz dieses vermeintlichen Status in Aussicht stellt, darf man davon ausgehen, dass es ein empirisches Phänomen ist und damit nicht gemeint ist, dass Gesellschaft schon immer und überhaupt so organisiert sei. Es bleibt dann aber die Frage, wie sich dieses empirische Phänomen eingrenzen oder besser gesagt: genauer bestimmen lässt. Die Andeutungen bleiben doch sehr vage dafür, dass ein empirisches Phänomen angesprochen wird. Angenommen die Kriegsrhetorik wäre in der Rede Macrons durchweg gegeben, bliebe dennoch die Frage, ob man es hier in dem Sinn mit einem exemplarischen Fall zu tun hat, der eben einer von unzähligen ist, womit sich die These vom allgemeinen sozialen Kriegszustand schon eher beweisen ließe. Oder aber soll es exemplarisch nur dahingehend sein, dass es dieses Narrativ überhaupt gibt? Hiermit schließt sich dann die dritte Frage an.

Braucht man den Begriff des Krieges überhaupt, um die gegenwärtige gesellschaftlich-politische Lage analysieren zu können? Es wird nicht klar, worin die Erklärungskraft des Kriegsbegriffes liegen soll. Denn man muss sich fragen, ob nicht nur die Rede Macrons metaphorisch ist, sondern auch Krieg als Modell für Gesellschaft. Der Begriff des Kampfes eignet sich dann doch besser als der des Krieges, um gesellschaftliche Zustände zu analysieren, da, egal ob es sich um einen modernen oder vormodernen Kriegsbegriff handelt, dieser immer physische Gewalt als Merkmal mit einschließt. Kämpfe hingegen können in diesem Sinne gewaltlos geführt werden – es lässt sich natürlich diskutieren, inwieweit Sprache auch gewalttätig sein kann oder wie überzeugend beispielsweise das Konzept der epistemischen Gewalt ist. Ohne Frage gibt es gesellschaftliche Zustände, in der sich

Gesellschaft in einem tatsächlichen Kriegszustand befindet – beispielsweise Bürgerkriege. Verschiedene gesellschaftliche Gruppierungen führen gewalttätige Akte aus, um die anderen gesellschaftlichen Gruppierungen zur Aufgabe zu zwingen und ihre Ordnung zu etablieren. Vor diesem Hintergrund wird auch klar, warum sich der Begriff des Krieges aufgrund der notwendigen Eigenschaft der Möglichkeit respektive Androhung physischer Gewalt nicht als gesellschaftliches Analyseinstrument überhaupt eignet. Es lässt sich Rehm zustimmen, dass politische Rede – und hier kann aber auch eingewendet werden, dass das kein neues Merkmal ist – oft so organisiert ist, dass sie rhetorisch Kämpfe beschwört und ein martialisches Vocabular bedient. Der sogenannte Kalte Krieg ist auch kein gewaltloser Krieg: Zum einen, weil Stellvertreterkriege im Sinne physisch gewalttätiger Auseinandersetzungen geführt wurden und zum anderen, weil es eine permanente Möglichkeit direkter gewalttätiger Konfrontation gab, wie sie sich in der Kuba-Krise auf einen Höhepunkt zugespielt hat. Man kann hinsichtlich der Eigenschaft physischer Gewalt womöglich einwenden, dass sie nicht direkt vorliegen muss, dass sie aber zumindest angedroht ist, denn auch Wirtschaftsembargos oder auch Belagerungen können kriegerische Akte sein, wenn beispielsweise die Wirtschaft durch militärische Mittel zum Stillstand gebracht werden soll. Das, was an der Rede Macrons expliziert werden soll, kann Rehm nicht zeigen.

Es stellt sich die Frage, ob Rehms Argumentationsstrategie von einem – so könnte man sagen – subtilen Krieg zu sprechen, nicht eher zu noch mehr Schwierigkeiten führt, den Kriegsbegriff zu fassen, wie einige Anmerkungen über asymmetrische Kriegsführung, Terrorismus und Handelskriege hier gezeigt haben. Man kann Clausewitz sicherlich Recht geben, dass Kriege womöglich immer vor dem Hintergrund der politischen Funktionalisierung analysiert werden müssen. Aber den Begriff so weit auszuweiten, wie in diesem Beitrag, birgt die Gefahr die qualitativen Unterschiede kriegerischer Phänomene zu verwischen. Wenn man Rehms Argumentation für Macrons Rede annimmt, liegt dieser Fall wirklich begrifflich auf einer Ebene mit beispielsweise der Auseinandersetzung im Koreakrieg? Es fragt sich, ob es des ganzen theoretischen Vorbaus braucht, um Rehms These zu verteidigen, dass Kriegsrhetorik zur Mobilisierung von Emotionalisierung dient. Es soll an dieser Stelle offengelassen werden, ob man sich hierfür Foucault anschließen und behaupten muss, dass Gesellschaft auf Krieg fußt, in dem Sinn, dass der Krieg der gesellschaftlichen Ordnung inhärent ist.

Neben diesen Anmerkungen streift Rehm aber zwei Punkte in seinem Text, die durchaus fruchtbar für eine weitere Auseinandersetzung sein könnten – insofern man gewisse Argumentationen seinerseits mitgeht: Zum einen betrifft dies die ideologische Verzerrung gesellschaftlicher Frontlinien. Rehm behauptet – leider nur subtil –, dass, am Beispiel Macrons, durch die Etablierung des Narrativs des Kampfes zwischen Demokraten und Antidemokraten, die grundlegendere Frontli-

nie zwischen sozialen Klassen, eben der ökonomisch-soziale Kampf verdeckt würde.

Zum anderen wünscht man sich eine Zusammenführung Rehms Konklusion mit einer Bemerkung, die er zu Beginn in seinem Beitrag macht. Der interessante und auch paradoxe Punkt vor seinem Analysehorizont ist nämlich, dass er eingangs feststellt, dass Kriege den Effekt erzielen, neue Ordnungen zu etablieren. Im Verlauf seines Textes, mithilfe Foucaults, stellt er aber in Aussicht, dass die Setzung des Krieges hingegen die bestehende Ordnung aufrechterhält. Wenn man Rehm also bis zu diesem Punkt folgen würde, ergibt sich daraus die These, dass der Krieg als politisches Instrument – wie ihn ja auch Clausewitz versteht – einem Funktionswandel unterliegt. Krieg wird nicht mehr geführt, um neue Ordnungen zu etablieren, sondern die alte zu erhalten.

